

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 34.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Idealisten.

Von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Lindner hatte wirklich seltenes Waidmannsglück gehabt; der in seiner Sünden Maienblüthe vom rächenden Verhängniß ereilte Räuber war ein stattliches Thier, und Wendt nahm ihn mit lebhaftem Danke in Empfang und streichelte liebevoll das weiche Fellchen.

„Wer ist denn eigentlich jetzt die Glückliche, die den juristischen Staub von Ihrer idealangelegten Seele blasen darf? Ist es noch immer die Kleine mit der blonden Mähne, mit der ich Sie vor drei Wochen gehen sah?“

„Ah — weggeschnappt, lieber Lindner; übrigens kann ich mich trösten, denn ich habe mich bei dem Tausch verbessert und Reinißch würde auf ein solches Modell Tag und Nacht Jagd machen.“

Der Maler, der in der Zwischenzeit die auf dem Tisch liegenden Bücher und Zeitungen gemustert hatte, erwiderte spöttisch:

„Lieber Wendt, das Modellsuchen muß ich wohl selber besorgen — Sie dürften schwerlich das erforderliche Urtheil haben. Da verleihe ich mich weit eher auf Lindner, oder auf unsern Schopenhauerianer Arvenberg.“

Und zu diesem sich wendend, fügte er hinzu:

„Ihre letzte Kritik war übrigens wieder brillant; verteuftelt scharf, wie immer, aber das wesentliche, den Kern herauschälend, wie sich gehört. Ich glaube, um unsere Theaterkritik stünde es besser, wenn sie lediglich in den Händen von verständigen, unparteiischen und — unzugänglichen Laien wäre, die auf niemanden Rücksichten zu nehmen haben und vor allem zu keiner Coterie gehören. Wo nehmen Sie aber nur die Zeit her? Den Tag über im Komptoir, bis 9 und 10 im Theater und dann noch Philosophie, Nationalökonomie und Geschichte?“

Arvenberg strich sich das Schnurbärtchen aus den Lippen. „Das ist mein Geheimniß. Ich geize mit der Zeit, ich nutze jede Viertelstunde Muße aus und — ich gehe in keine Kneipe und in kein Café, außer von 1 bis 2, um die Zeitungen zu lesen. Lindner versteht auch was von dieser Kunst, die freilich für euch Künstler unerlernbar ist — der arme Kerl muß sich in der Apotheke abradern und treibt in seiner freien Zeit noch Chemie, als bekäme er's bezahlt. Von seinen Schmetterlingen und Käfern, von seiner Raupenzucht im Sommer und seinen nächtlichen Exkursionen in die Wälder will ich dabei ganz absehen.“ Lindner biß auf den Köder an:

„Ja, Kinder, nach meinen Schmetterlingen müßt Ihr einmal wieder sehen. Vorige Woche habe ich von einem Freund, der

im Sommer in der Schweiz war, eine Menge reizender Doubletten eingetauscht, theilweise große Seltenheiten, und dann hab' ich auch einen wundervollen rothen Farbstoff entdeckt, dessen Herstellung freilich zu theuer für die praktische Verwendung ist.“

„Ja so, wie war denn das?“ fiel ihm Arvenberg ins Wort. „Sie wollten doch hinter eine künstliche Herstellung des Indigo kommen und das Geheimniß an die meistbietende Regierung verkaufen — haben wir Aussichten?“

Lindner ließ sich durch die Neckerei nicht verstimmen. „Es geht unverdrossen weiter. Einer muß doch einmal dahinter kommen und warum soll ich der Glückliche nicht sein? Uebrigens — glückt die Geschichte, so ist uns allen mit einem Schlage geholfen, denn eine million Thaler wirft die Entdeckung ab und dann sagen wir jedem Börsenbaron ins Gesicht: „Mein Herr, mit uns verglichen, sind Sie nur eine traurige Motte.“

„Man thut also wohl gut, sich gleich einiges für den Fall des Gelingens vorzunehmen, um später nicht kopflos und rathlos all dem Mammon gegenüberzustehen. Ich schlage vor, wir verwenden einen Theil desselben auf die Erbauung eines Nationaltheaters, im Teutoburger Walde etwa, welches lediglich dazu da ist, Born'sche Tragödien zur Aufführung zu bringen — selbstverständlich gratis. Ferner erhält Born ein Fahrgehalt, wogegen er sich verpflichtet, jährlich vier neue Tragödien zu liefern, von denen keine mit weniger als zehn Ermordungen verknüpft sein darf. Uebrigens kann er auch recht gut selber mitspielen; wenn er ins Zimmer tritt, denkt man ja unwillkürlich an Banquos Geist oder an Wallenstein, der den Partisanen der Berschwörer die entblöhte Brust darbietet.“

„Und den Rest,“ erwiderte Born, „verwenden wir zum Ankauf des Felseneilandes Monte Christo, das die italienische Regierung uns um ein billiges abtreten wird. Wir taufen seine vorspringendste Klippe Kap Schopenhauer und erbauen uns gemeinsamlich ein behagliches Haus. Arvenberg schreibt Kommentare zu seinem Lieblingsphilosophen, Lindner schießt Seevögel, Wendt steht der Küche vor und Reinißch malt Schiffbrüche und dem Schaum des Meeres entsteigende Aphroditen oder melancholische Seejungfern.“

„Bis wir vor Langeweile sterben,“ ergänzte der Maler trocken; „ich wenigstens habe keine Anlage zum Mönch. Soll denn übrigens der ganze Abend mit diesem Geplänkel vergeudet werden? Ich dächte, es würde Zeit, daß wir uns einmal unserer



Lektüre zuwenden. Es ist ja allerlei neues da und wir müssen wählen.“ Damit nahm er den Büchervorrath zur Hand und las vor: Spitzers „Verliebte Wagnerianer“, „Hypnotische Versuche“, „Uebersetzerjünden“, Bolas „Rana“, Turgenjew „Erzählungen eines Jägers“, in Summa fünf Broschüren für und sechs gegen die Juden, und hier hat Arvenberg richtig den kompletten Grillparzer zur Verfügung gestellt. Da ist die Wahl allerdings recht schwierig.“

Auf das Resultat derselben übte Arvenberg einen entscheidenden Einfluß, indem er lachend erzählte, daß einer seiner Poetikritiker, ein großer Aesthetiker vor dem Herrn und selber Poet, nach einer Aufführung von „Des Meeres und der Liebe Wellen“ Grillparzer als ein sekundäres Talent bezeichnet habe, das man getrost der cis- und transleithanischen Begeisterung überlassen könne. Man wurde neugierig und Born und Wendt plaidirten so eifrig dafür, daß gerade dieses Stück gelesen werde, daß die übrigen schweigend zustimmten und Arvenberg, der für alles Schönegeistige ein für allemal zum Vorleser Ernante, das Buch zur Hand nahm. Sofort trat tiefe Stille ein, die guten und schlechten Wiße und die harmlosen persönlichen Händeleien waren mit einem Schlage verstummt und alle gaben sich mit dem ganzen Enthusiasmus der idealistisch gestimmten Jugend dem Genuß der schönen Dichtung hin; selbst Reimisch, der in den Vierzigern nicht allzu viel mehr zu suchen hatte und dessen ausgemeißeltes, durchsuchtes Gesicht mit den feinen, ewig vibrierenden Fältchen unter den grauen Falkenaugen von einer unruhigen und wohl auch leidenschaftlich bewegten Vergangenheit erzählte, hörte in tiefem Sinnen zu und ließ sogar — ein seltener Fall bei dem leidenschaftlichen Raucher — die Cigarre ausgehen. Eine durch das gespannte Achten auf die Technik des Stücks noch verschärfte Aufmerksamkeit zeigte Born; ganz ins Zuhören versunken, betupfte der über die Maßen Kurzsichtige das schöne weiße Taseltuch so lange mit der glimmenden Cigarre, bis ein häßlicher Brandfleck entstanden war. Am meisten entzückt war jedoch Wendt. Sonst ein eingefleischter Materialist, dem die Behaglichkeit des Lebens und die Freuden der Tafel sehr hoch standen, hatte er Empfänglichkeit für dichterische Schönheiten, besonders aber den Ehrgeiz, ästhetisch geschult zu sein; lyrischen Zartheiten gegenüber gerieth er in eine Verückung, die mit einem komischen Reiz ausgestattet war, denn zu der derben vierährigen Gestalt, den rothen Wangen und den Hausbäcken des großen Essers wollte die Schwärmerie für das Elegische und Melancholische und für die subtilsten Feinheiten des Empfindens schlecht passen. Es war denn auch sein sehnlichster Wunsch, an Leibeszülle zu verlieren und viel hätte er darum gegeben, seinem Gesicht, das einem Fleischhauer keine Unehre gemacht haben würde, eine interessante Blässe ankränkeln zu können.

Die kleine Vereinigung von Gleichgesinnten oder vielleicht besser Gleichgestimmten nahm es überhaupt erst mit ihren wöchentlichen Zusammenkünften; die an die Lektüre neuer Erscheinungen auf dem Büchermarkt sich knüpfenden lebhaften Diskussionen fanden häufig genug einen Niederschlag in einer Kritik, die Arvenberg verfaßte und die Hörner und Zähne zu haben pflegte, wenn es sich um prätentios auftretende oder von einer Clique gelobhudelte werthlose Machwerke handelte. So ernst wurde die Sache genommen, daß das schmucke Stubenmädchen, welches den jungen Leuten einst in Arvenbergs Wohnung Thee und kalten Aufschnitt präsentirte, seiner Herrin ganz verblüfft erzählte: „Ich bin schon in vielen feinen Häusern gewesen, in denen Abends Herren zusammenkamen, aber dann wurde Bier und Wein getrunken und gespielt; die Herren drüben aber sitzen im Kreise um den Tisch und einer liest vor und dann sind sie eine Weile still und rauchen furchtbar und überlegen, was sie damit machen sollen — ich glaube aber, das ist noch feiner.“

Das Stück wurde zu Ende gelesen und es währte ein paar Augenblicke, bis Lindner das Schweigen brach und in aufrichtigem Stolze sagte:

„Arvenberg, Sie haben meisterlich gelesen und in welchem Verein bekommt man dergleichen so zu hören? Und wir sind ja nicht einmal ein richtiger Verein, wir haben auf Namen und Statuten verzichtet —“

„Ohne uns darum weniger wohl zu befinden,“ meinte Born, „als Vereine, die nach guter deutscher Sitte monatelang die schönen Abende mit unerquicklichen Statutenberatungen vergeuden, Kommissionen niedergesetzt und die scharfsinnigsten Debatten über Zweck und Aufgabe des Vereins gepflogen haben.“

„Nun, wenn wir fünf einen Vorsitzenden, einen Kassirer, einen

Schriftführer und einen Bibliothekar wählen wollten, bliebe auch nur ein einziges Mitglied übrig und das wäre doch gar zu lächerlich,“ wendete Arvenberg ein.

„Als wenn Sie nicht wüßten,“ erwiderte Wendt eifrig, „daß wir nur zu wollen brauchten, um zahlreichen Zuwachs zu erhalten. Jeder von uns hat doch einige Bekannte, für die unsere langwierigen Sitzungen den Reiz des Geheimnißvollen haben und die ein ernstliches Angliederungsbedürfniß empfinden.“

„Nichts da,“ rief Lindner dazwischen; „schon der sechste Mann, wenn er nicht ganz und gar zu uns paßt, würde störend wirken, und Sie wissen am besten, welche Mühe Sie gehabt haben, aufgenommen zu werden. Das Binglein der Wage schwankte lange hin und her und Born hatte einen Scheffelsack voll Bedenken, bis endlich Reimisch trocken sagte:

„Na, da laßt das schnurrige Huhn nur hereinfliegen; wenn es sich nicht eingewöhnen kann, wird es schon ganz von selber wieder davonschwirren.“

Die Miene des Malers hatte während dieses Gepfänders eine ziemliche Dofis Mißbilligung und Ungebuld zum Ausdruck gebracht; endlich klopfte er mit dem Rücken eines Buches auf die Tischplatte und fragte mit einer gewissen Schärfe:

„Darf man nun auch fragen, wie ihr über das Stück denkt und ob es den Eindruck der Lebenswahrheit auf euch macht?“

Wendt war rasch mit der Antwort bei der Hand.

„Großartig ist es — reizend schön! Es ist mir dabei wieder so zu Muthe gewesen, wie in meinen grünen Jahren, als ich schwärmerisch in zwei Schwestern, noch dazu Superintendententöchter, verliebt war; es war eine große Eiselei und lange nicht so tragisch, wie die Bürgerische Doppelliebe, aber es war himmlisch, und heutzutage habe ich nur im Traume solche Empfindungen, wie z. B. neulich, wo ich von einem mit dem kleinen reizenden Fräulein Walthers — Born kennt das wunderliche Geschöpfchen — verstoßen getauschten Händedruck träumte. Ach, es ist doch zu traurig, wenn man so bis über die Ohren in der Juristerei steckt; sie tödtet die Phantasie allmählich ab, und zuletzt glaubt man nicht mehr recht an die Liebe, von der die Dichter solche Wunderdinge zu erzählen wissen.“

Born meinte trocken:

„Nun ja, Sie lieben anders, das weiß man schon, ich muß aber auch bekennen, daß ich zwar jede Schönheit des Stücks empfinde und mir nichts besseres wünsche, als eine solche Hero zu finden, daß ich indessen fürchte, dergleichen kommt nicht mehr vor. Wir reflektiren zu viel über uns selber und gelangen schließlich dazu, als eine romantische Belleidät anzusehen, was recht gut noch Wirklichkeit sein könnte. Früher vielleicht, als ich die „Parerga und Paralipomena“ und „die Welt als Wille und Vorstellung“ noch nicht kannte — Arvenberg, Arvenberg, Sie haben mir keinen Gefallen gethan, als Sie mich mit Schopenhauer bekannt machten!“

„Hat Ihnen durchaus nichts geschadet,“ erwiderte der so hart Angegriffene. „Nach meiner Ansicht sind Veander und Hero keine Griechen, sondern Deutsche, und für die deutsche Liebeschwärmerie geht uns Juden allerdings das volle Verständniß ab, weshalb ich auch keineswegs glaube, daß ich sehr gut gelesen habe. Ihr wißt ja, wie es bei uns zugeht — wir werden verheiratet, wobei man die Mädchen kaum fragt, und meinen Eltern laufen die „Schadchen“, unsere gewerbsmäßigen Heiratsvermittler, fast das Haus ein und schlagen ihnen geeignete Partien für mich vor. Wertwürdig, daß diese völlig illusionlos geschlossenen Ehen sich selten als unglückliche erweisen; liegt es daran, daß, wo keine Illusion vorhanden war, auch keine Enttäuschungen eintreten können, keine Ernüchterungen?“

Lindner hatte bisher zurückgehalten, nun meinte er:

„Vor fünf Jahren dachte ich noch, es müßte eine Hero oder eine Julia sein, jetzt weiß ich nicht mehr so recht, ob man auf eine solche Traumgestalt warten soll. Jemehr Frauen man kennen lernt und je objektiver man sich die jungen Mädchen ansieht, desto kühler weht einen der Hauch der Skepsis an, desto bedenklicher wird man in Bezug auf die „großen Leidenschaften“, desto weniger ist man geneigt, an die Aufopferungsfähigkeit zu glauben, die sie in weichen und doch starken Gemüthern erzeugen sollen. Ein gutes Mädchen, das ja noch lange nicht dumm zu sein braucht und das man ehrlich lieb hat, thut es ja wohl auch —“

„Aha, der Birthin Töchterlein; eine oratio pro domo“, spottete Arvenberg, der Maler aber, der schweigend zugehört und sich in undurchdringliche Rauchwolken gehüllt hatte, legte die Cigarre weg und brach mit allen Zeichen der Ungebuld los:



„Nun thut mir aber den einzigen Gefallen, Kinder, und hört auf! Für eure Jahre sollte die Leidenschaft, und zwar die konsequente, unvernünftige, rücksichtslose Leidenschaft, auch bei der Frau, doch noch ein Dogma sein, und da redet einer wie der andere so nichtern, so verständig, so stoßphilosophisch, als habe er ein halbes Jahrhundert auf dem Rücken! Es war freilich auch eine närrische Zeitkrankheit, das blinde Schwärmen für Heine, und die guten Gymnasiasten, welche die Welt nur aus Büchern kannten und sich die sentimental-spöttische Zerrissenheit des „ungezogenen Liebings der Grazien“ anempfanden und an-affectirten, die sich nebenher die „Emanzipation des Fleisches“ in ihrer Weise zurechtlegten, sind mir ganz und gar nicht sympathisch gewesen, selbst wenn sie auf den unglücklichen Versuch, Verse im Stile ihres Lieblingspoeten zu machen, klugerweise verzichteten. Sie spielten für den, der Welt und Menschen aus eigener Erfahrung kannte, eine hochkomische Rolle, aber lieber waren sie mir doch, als die Gymnasiasten von heute, auf deren Lippen die Weisheit des „Philosophen von Frankfurt“ zu einem suffizienten Lächeln gefroren ist und die über alle Liebesselbsttäuschungen geringschätzig die Achseln zucken. Ihr seid ja anders, sonst hätte ich greiser Jüngling zu eurer jungen Greisenhaftigkeit auch nimmermehr gepaßt, aber angefränkt seid ihr doch auch, und es ist eine Schande, daß ich, der ich doch kein Idealist bin, euch beweisen muß, wie viele Dinge auf dieser wunderlichen Erde und zwischen zwei heißen Herzen sich abspielen, die der kalten Weisheit eures Philosophen einen energischen Nasenstüber versetzen und sich im System, soweit es die Frauen betrifft, schlechterdings nicht unterbringen lassen. Es ist freilich wahr, häufig sind die

echten Leidenschaften nicht — es müssen die richtigen Menschen einander vom Zufall in den Weg geführt werden und die Verhältnisse müssen sich verschwören, auseinanderzuhalten, was mit schmerzlicher Gewalt nach Vereinigung strebt, und in der einen oder der anderen Hinsicht pflegt es meist zu hapern — sind aber alle Bedingungen vorhanden, dann gibt es ein Schauspiel, das viel von der wilden Pracht eines Gewitters hat, und wir andern, denen der tolle Tropfen im Blut fehlt, wir stehen dabei, mit stockendem Herzschlag und verhaltenem Athem, und kommen uns unsäglich albern und philisterhaft vor und es überfällt uns wie ein Schwindel, wie eine brennende Sehnsucht nach der gleichen süßen, seligen, heiligen Verrücktheit, nach einem gleich jähem, poetischen Ende. Ich hab's durchgemacht, Kinder, während meiner prager Zeit, mit zwei Menschen, von denen mir der eine, ein prächtiger Bursche, völlig ans thörichte Herz gewachsen war, während das Mädchen mir imponirt hat durch ihre „inferiore“ Seele und zugleich so klassisch schön war, daß es mir fast lächerlich vorkam, eine kurze Zeit gewährt zu haben, ich mit meiner leidigen Nußknackerfigur könne ihrer je werth sein. Wenn ihr wollt, gebe ich euch den „schönen Fall“ das nächste Mal zum besten — ich muß mich aber vorbereiten und Bilder und Briefe herausuchen. Das aber bedinge ich mir aus — ich will heute über acht Tage keine Wize hören, sonst macht ihr mich wild und ich gehe euch mitten in der Erzählung auf und davon.“

Wie eifrig der Vorschlag aufgegriffen, wie willig die Bedingung angenommen wurde — muß das besonders gesagt werden?

(Fortsetzung folgt.)

## Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Freimann trat mir lachend entgegen. „Ich bin hinter deine Geheimnisse gekommen, das heißt, du hast mich dahinterkommen lassen“, und mit diesen Worten zeigte er mir eine Anzahl Bogen, auf denen ich Gedichte entworfen hatte. „Das ist ja vulkanische Blut, theurer Freund“, rief er. „Woher in Himmels Namen hast du die Anregung zu diesem Schiller'schen Pathos? — Aber im Ernst! deine poetische Ader ist echt und du hast in mir das Bedürfnis angefaßt, das weibliche Wesen, von dem du so Treffliches singst, von Angesicht zu Angesicht zu sehen — nur, Theurer, um zu bestimmen, ob die Wirkung, welche du bei mir hervorgerufen, auf Kosten deiner Muse oder des lebenden Gegenstandes zu stellen ist.“ — — — „D, ich bin nicht eiferüchtig, mein guter Bruno“, versetzte ich ruhig. „Der Dame hättest du schon lange vorgestellt werden können, wenn du nicht beständig geschrien hättest: ‚die Frauen halten uns von unserer Arbeit ab, laß mir die Frauen vom Halse!‘ — — Morgen kommt Elisabeth zurück und wenn du so thöricht bist, ihr Bild in deiner Phantasie vorher mit himmlischen Farben auszumalen, wenn du dir nicht vornimmst, in Elisabeth ein einfaches, liebes Mädchen zu sehen, so — weiß ich im Voraus, daß du mich wieder einmal derb wegen meines Geschmacks auslachen wirst!“ — — —

Die Drohung der Provinzzeitung war keine fingirte. Als ich in unsere Redaktion eintrat, gab mir das Geschäftsfaktotum trübseligen Gesichtes die neueste Nummer der „Provinz“. „Ach, du mein Gott“, lamentirte der Alte, „wenn das alles wahr ist, was in dem infamen Klatschblatt steht, wenn das alles wahr ist.“ — — Er sprach nicht aus, der alte Gesell, er küftete seine Mähe und kratzte sich hinter den Ohren. — — Ich nahm das Blatt und durchlas den Artikel, der die Mittheilung enthielt, daß fast sämtliche Platzzeitungen sich an großen faulen Gründungen theiligt, daß deren Redakteure bedeutende Summen für Reklamen jeglicher Art eingestekt hätten, daß die Korruption also bedenklich auch in das allerheiligste, in die Presse, die Vertreterin des Volkes, eingedrungen sei. Am Schlusse waren dann eine ganze Reihe von Rechnungen abgedruckt, die klar und deutlich die vorstehenden Beschuldigungen bekräftigten. — Die Aufregung im Publikum war selbstverständlich eine große. Die Abendblätter standen voller Kritiken des Artikels der „Provinz“. — — Jede Zeitung suchte sich rein zu waschen. Der, welcher die Enthüllungen zur Veröffentlichung gebracht hatte, soll ein Beamter in einem großen Bankhause sein. — Wolkenbauer kam nur einmal

in die Redaktion, er fertigte den politischen Theil schnell ab und entschuldigte seine Eile damit, daß er sagte: „Sie werden das Nähere morgen erfahren. D, ich bin wie zerfchlagen. Wenn Doktor Müller dabei theilhaftig ist, so bin ich unschuldig, so bin ich hintergangen.“ — — Müller ließ sich nicht sehen. Als er gegen Mittag noch nicht gekommen, fragte ich bei Wolkenbauer an, was mit den eingelassenen Briefen für den Handelstheil geschehen solle. Er benachrichtigte mich darauf: „Müller hat sich entschuldigt; er mußte verreisen, öffnen Sie die Briefe und benutzen sie den beifolgenden Schlüssel zu seinem Pult. Ich hoffe, daß Sie sich zurecht finden und alles zur Zeit fertig bringen.“ — — Ich entledigte mich nach Kräften dieses Auftrages! Da ich vermuthen durfte, Müller kehre wohl nicht zurück, so öffnete ich dessen Pult, um von dem Inhalte Kenntniße zu nehmen. Unter den wenigen Papieren fand ich ein kleines Paquet Rechnungen. Beim Durchblättern entdeckte ich zu meiner Ueberraschung, daß sie auf das evidenteste Müllers Antheil an Börsenspekulationen erwiesen und steckte sie zu mir, um sie pflichtgemäß Doktor Wolkenbauer einzuhändigen. — — —

Die gewöhnliche Art, daß Angeklagte den öffentlichen Ankläger in den Augen der Welt eifrigst zu verdächtigen trachten, um die Aufmerksamkeit von einem mißlichen Punkte abzulenken, bethätigt sich auch in dieser Enthüllungssache. Der Beamte, welcher aus Liebe zur Wahrheit die Beweise für die Bestechlichkeit der Presse brachte, wird auf das schändlichste von seinen Vorgesetzten terrorisirt. Man hat ihm mit dem Staatsanwalt, mit Anklage wegen Treubruch u. s. w. gedroht, und heute weiß niemand, wo der Mann geblieben. Die abgedruckten Rechnungen, wortgetreue Kopien aus den Büchern der Bank, werden heute als Fälschungen verschrien und die denunzirten Blätter athmen wieder auf. Ihre altgewohnte Suada fließt wie ein Bergstrom. Alle fallen über die „Provinz“ her. Die „Alte Welt“ folgt selbstverständlich dem Corso. Ich bin neugierig, wie die Sache verläuft. — — „In den Sand“, versetzte der alte Lieber, und er wird wohl recht haben. — An Stelle Müllers sitzt ein Journalist von auswärts.

Grad' als ich im Begriffe war, Wolkenbauer von meinem Fund in Müllers Pult Kenntniß zu geben, brachte der Korrektor den ersten Abzug eines größeren Leitartikels, überschrieben mit: „Was die Raditalen sind und wollen.“ Ich bat mir die Blätter aus, da mich die wenigen Worte in einige Erregung versetzt hatten. Wolkenbauer traf mich bei der Lektüre. Er lächelte und



sagte: „Rache gegen Rache. Die ‚Provinz‘ soll den Zahn des Löwen fühlen.“ — „Was bezwecken Sie damit?“ fragte ich. „Wem wollen Sie mit diesen Phrasen imponiren?“ — „Mäßigen Sie Ihre Ausdrücke,“ fuhr Wolfenbauer auf; „hoffentlich können Sie lesen!“ —

„Ich denke,“ rief ich, „und was ich lese, muß die ‚Alte Welt‘ in den Augen jedes denkenden Menschen lächerlich machen. Da ist ja keine Spur von Thatsache, von positiven Begriffen, da ist ja alles Unwahrheit und Entstellung!“ —

„Schweigen Sie,“ donnerte Wolfenbauer.

„Nicht Sie, sondern ich bin für den Artikel verantwortlich. Es handelt sich um das Wohl der Zeitung! Da verstummen die pedantischen Bedenken, es handelt sich um die Partei, und da ist es gleich, ob man den Gegner grob angreift oder nicht!“ —

„Ich hatte von der ‚Alten Welt‘ eine bessere Ansicht,“ erwiderte ich ziemlich erregt. „Ich täuschte mich; die ‚Alte Welt‘ ist nicht besser, als alle die Winkel- und Provinzialblätter, die nichts weiter vermögen, als gedankenlos in den offiziellen Zeitungen mit Scheere und Rothstift herumzuarbeiten, und sich mit dem Bewußtsein des Pharisäers aufblähen: Wir sind doch bessere Menschen!“ —

„Genug,“ schrieb Wolfenbauer. —

„Nein,“ gab ich zurück, „ich werde weiterreden. Ich lege mein Amt nieder und bedauere lebhaft, die Schwelle des Bureaus der ‚Alten Welt‘ überschritten zu haben.“ — Ich nahm meinen Hut und verließ das Lokal. —

In der Nachmittagsnummer der „Alten Welt“ prangt unter der Ueberschrift: „Was die Radikalen sind und wollen“ einer der schändlichsten Schmähartikel, die ich je gelesen. Ich habe mir die Nummer als Andenken gekauft. Zugleich steht darunter in

geperstem Druck die Nachricht veröffentlicht: „Unser bisheriger Redakteur des Feuilletons, Herr Heinrich Morgenroth, ist mit heutigem Tage aus unsrer Redaktion ausgetreten. Die in letzterer Zeit öfters laut gewordenen Beschwerden über bedenkliche Ueber-



Das Oberammergau

spanntheiten sind hiermit beseitigt, und wir glauben, durch das Engagement des beliebten Schriftstellers Herrn Hauser allseitigen Wünschen Rechnung getragen zu haben.“ — Diese neue Infamie entlockte mir nur ein Lächeln. Freund Freimann sagte, als ich ihm diese Nachricht zeigte: „Das war ein schnelles Ende und ein gutes Ende. Du kannst auf deine Erfahrungen mit Zufriedenheit zurückblicken.“

Am nächsten Mittwoch ist im Kasino große Volksversamm-



lung. Ein demokratischer Wortführer wird über die Korruption der Presse sprechen. Ich werde auch dort sein, denn ich verspreche mir eine lebendige Debatte. Funken und Blitze werden sprühen. — Eben sendet mir Wolkenbauer die Abrechnung meines Salärs

sparen können. Aus den beifolgenden Zeitungsblättern wirst Du die zwingenden Beweggründe erfsehen. Konnte ich anders handeln? Durfte ich anders? — Bleiben hieße soviel wie Fehler sein, und da ich nichts auf der Welt mehr liebe, als die Wahrheit, so bin

ich — davon-gelaufen. Mir kommt es so vor, als ob es für den ehrlichen Menschen auf der Welt kein trockenes Plätzchen gäbe! — Doch was hilft alles Lamentieren? Vorwärts! heißt die Parole. Meine anfänglich gute Meinung über die Zeitungschreibererei, meine freundige Lust, das Volk vom Zeitungstisch aus aufzuklären, zu bessern, zu veredeln — alles ist dahin. Ich habe einsehen lernen, daß nur ein ganz kleiner Bruchtheil der Presse einen anständigen Namen verdient. — Der Zeitungschreiber muß Rücksicht auf das Parteiprogramm und auf die Leser nehmen. Geht er mit letzteren nicht sanft und zart um, so wenden sie ihm den Rücken; dann darf er keine andere Ansicht entwickeln, als die vorgeschriebene; er wird demnach zum Sklaven, und mit der Freiheit ist es ebenfalls schlimm bestellt. Auf diese Art entbehrt der Zeitungschreiber der Unabhängigkeit, die er eigentlich beanspruchen muß; das Unternehmen steht auf der Basis des



Spiegel. (Seite 408.)

und meine Sachen. So sind wir denn völlig quitt und haben tabula rasa gemacht. Lieberr senden mir zu gleicher Zeit ein Einladungsbillet. Freimann wird mich begleiten. Ich werde die schwarzen Wolken der letzten Tage durch den Zauber zweier schönen Augen hinweglachen lassen.

Thuerste Seele! So hat die Redaktionsherrlichkeit plötzlich ihr Ende erreicht. Du hättest Dir also Deine Gratulation

Egoismus und die Handlungen der Beamten werden von der Selbstsucht diktiert. — Zu gleicher Zeit hat sich auch noch ein widerliches Geschwür an dem an sich schon nicht gesunden Organ herausgebildet: Es ist das Gewerbe der wechselseitigen Lobhudelei und der Reklame. „Wer gut schmeert, der gut fährt,“ heißt das Sprüchwort. Die „Alte Welt“ war im allgemeinen kein serviles Blatt, aber ich habe doch Dinge erlebt, die meine höchste Verwunderung wachgerufen haben. (Fortsetzung folgt.)



# Verbrennung und Wärmeeffekt unserer Brennmaterialien.

Von Hoffberg-Lindener.

(Schluß.)

Die aus der chemischen Natur verschiedener Stoffe allein hervorgehenden Unterschiede der Brennkraft zeigen sich bei Vergleich einiger bekannten chemisch reinen Verbindungen; es ergeben nämlich bei vollkommener Verbrennung:

1 Gewichtstheil	Wasserstoff	34 462	Wärmeeinheiten.
1	"	Kohlenstoff	8 080
1	"	Kohlenoxyd	5 630
1	"	Aether	9 027
1	"	Alkohol	7 183
1	"	Terpentinöl	10 852
1	"	Wachs	10 496

Zur praktischen Ermittlung der Brennkraft, als absoluten Wärmeeffekts, bedient man sich gewöhnlich der Methode von Karmarsch. Es wird darnach diejenige Wassermenge bestimmt, die durch ein Kilo verschiedener Brennstoffe in Dampf übergeführt wird. Da nach Regnault's Versuchen 652 Wärmeeinheiten erforderlich sind, um 1 Kilo Wasser von 0 Grad in Dampf von 150 Grad zu verwandeln, so braucht man die gefundenen Kilo Dampf nur mit dieser Zahl zu multiplizieren, um die gesuchte Brennkraft in Wärmeeinheiten ausgedrückt zu erhalten. Gewöhnlich spart man sich das letztere Exempel, und man findet daher die Vergleichszahlen für die Brennkraft häufig in Kilo Dampf angegeben und dann als Verdampfungskraft bezeichnet. (Es mag passend sein, hier zu bemerken, daß es sehr wünschenswerth wäre, wenn auch auf diesem Gebiete etwas sparsamer mit der gebräuchlichen Bezeichnung „Kraft“ in vielerlei Zusammensetzung zur Bezeichnung ähnlicher und unähnlicher Eigenschaften von Körpern umgegangen würde. Es wird auf dem jetzigen Wege nur viel Unsicherheit und Verwirrung erzeugt!)

Statt der obigen Zahlen kann man also auch den absoluten Wärmeeffekt von Kohlenstoff gleich 12,4 Kilo, den von Wasserstoff gleich 52,9 Kilo Wasserdampf von 150 Grad C. setzen.

Die Heizkraft oder der pyrometrische Wärmeeffekt eines Brennmaterials wird durch die Temperatur ausgedrückt, welche bei vollständiger Verbrennung desselben herrscht. Die hierbei erhaltenen hohen Temperaturen werden in Graden ausgedrückt, welche in letzter Reihe auf unsere bekannten Quecksilberthermometer bezogen werden. Es ist dabei aber zu bemerken, daß die Zuverlässigkeit dieser Zahlen an sich eine sehr schwankende ist; denn bei 360 Grad siedet das Quecksilber bereits, so daß Messungen höherer Temperaturen mit ihm gar nicht mehr ausführbar sind, während die von diesem Instrument gewährte Sicherheit sogar schon bei viel tieferen Graden aufhört, da die Ausdehnung des Quecksilbers schon viel früher aufhört regelmäßig zu sein. Nun hat man zwar sogenannte Pyrometer oder Hitzemesser konstruirt, deren Mehrzahl durch Beobachtung der Ausdehnung schwer schmelzbarer Metalle, oder anderer Körper von gleicher Eigenschaft, einen Schluß auf die Temperatur gewähren sollen. Es ist jedoch einmal die Handhabung solcher Instrumente in hohen Hitzegraden mit großer Schwierigkeit verknüpft und gibt zu großen Ungenauigkeiten Anlaß, andererseits liegt ihnen die Voraussetzung zu Grunde, daß die bei niedriger Temperatur festgestellte Ausdehnung, welche durch Quecksilberthermometer beobachtbar ist, auch bei höheren Graden ebenso regelmäßig stattfindet, was nicht zu beweisen ist, da dann aber das ursprüngliche Maß zu exakten Beobachtungen nicht mehr geeignet und auch festgestellt ist, daß je näher den Schmelzpunkten, die Ausdehnung der Metalle um so mehr von ihrer sonstigen Gleichmäßigkeit abweicht. Man muß sich daher vorläufig mit der annähernden Ermittlung des pyrometrischen Wärmeeffekts durch Rechnung begnügen, welche den in Wärmeeinheiten bestimmten absoluten Wärmeeffekt zum Ausgang nimmt.

Auf diese Weise hat man gefunden, daß der pyrometrische Wärmeeffekt des reinen Kohlenstoffs größer, der des Wasserstoffs kleiner ist, als der jedes anderen brennbaren Körpers. Da nun die Flammbarkeit der Brennstoffe hinsichtlich ihrer chemischen Zusammensetzung von ihrem Gehalt an Wasserstoff abhängt, so geht daraus hervor, daß der pyrometrische Wärmeeffekt um so geringer sein muß, je größer der Antheil flammbarer Bestandtheile in einem Brennstoff ist, also der von Holz geringer, als der von Steinkohle, der von jüngeren Steinkohlen geringer, als der von

geologisch älteren, sowie daß durch Verkohlen oder Verkoken dieser Materialien ihr pyrometrischer Effekt erhöht werden muß; während bezüglich des absoluten Wärmeeffekts das Gegentheil stattfindet. Der Grund davon liegt darin, daß der durch Verbrennen von Wasserstoff entstehende Wasserdampf fast viermal so viel Wärme bedarf, um zu derselben Temperatur erhitzt zu werden, als die aus der Kohle entstandene Kohlenäure.

Der pyrometrische Wärmeeffekt der Brennstoffe ist einer ganz ungemeynen Steigerung dadurch fähig, daß man dieselben statt mit Luft, durch Zuführung von reinem Sauerstoff verbrennt. So ergibt Kohlenstoff, an der Luft verbrannt, eine Temperatur von 2700 Grad, mit Sauerstoff dagegen eine von 10082 Grad. Es wird von diesem Umstand z. B. beim Schmelzen von Platin Gebrauch gemacht.

Der Gehalt der Brennstoffe an hygroskopischem, das ist durch Erwärmen bis wenig über Siedehitze austreibbarem Wasser kommt allemal bei Bestimmung des Brennwerths in Betracht, und zwar als ein schädlicher Bestandtheil, welcher den Werth vermindert. Das ist ebenso der Fall, wenn die Feuchtigkeit schon von Natur, von Anbeginn an sich in dem Material befindet, wie etwa in frisch gefälltem Holz, oder wenn beim Lagern durch Regen, oder gar — wie so viele Leute es für vortheilhaft halten — den Steinkohlen kurz vor dem Verbrennen reichlich Wasser zugefügt wird. Denn jeder Gewichtstheil Kohlenstoff kann nur einmal sein Aequivalent an Wärme ergeben, und wenn dasselbe im Heizloch zum Verdampfen von Wasser verbraucht und als Wasserdampf in den Schornstein gejagt wird, so kann das gleiche Quantum Wärme weder der Zimmerluft zugute kommen, noch auch zum Sieden von Wasser im Topf oder im Dampfkessel zum zweiten mal dienstbar gemacht werden. Um dennoch den benöthigten Effekt hervorzubringen, muß also ein Mehraufwand an Brennstoff stattfinden.

Am brennbarsten sind aus schon angeführtem Grunde von unseren gebräuchlichen Brennstoffen die Holzarten; und zwar nehmen in dieser Beziehung die weichen Hölzer, weil am porösesten, die erste Stelle ein, und es lassen sich unter ihnen die Nadelhölzer am leichtesten entzünden und brennen am besten fort. Diesen steht das Birkenholz am nächsten. Die harzreichen Nadelhölzer sind zugleich die flammbarsten.

Auf das Volumen bezogen, hat man die Heizkraft verschiedener Arten von Holz durch folgende Verhältniszahlen ausdrückbar gefunden, wobei das beste, Eichenholz, als Einheit gesetzt ist:

Eiche	gleich 1	Weide	gleich 0,64
Ulme	" 0,94	Bappel	" 0,63
Alhorn	" 0,90	Föhre	" 0,62
Birke	" 0,88	Fichte	" 0,59
Buche	" 0,84	Linde	" 0,55
Tanne	" 0,66		

Der Unterschied in dieser nach abnehmenden Werthen geordneten Reihe ist ein so bemerkenswerther, daß z. B. mit 1 Kubikmeter Tannenholz nur  $\frac{2}{3}$ , mit demselben Quantum Lindenholz wenig über die Hälfte des Heizeffekts erzielt wird, als mit einem Kubikmeter Eichenholz. Es ist hier zunächst die Heizkraft auf das Raummaß bezogen, da Holz wohl fast überall nach dem Raum, nicht nach Gewicht verkauft wird.

Dagegen ist nach Scheerer der absolute, auf Gewicht bezogene Wärmeeffekt der verschiedenen, gleichförmig getrockneten Hölzer als gleich groß anzunehmen. Der pyrometrische Wärmeeffekt kann nach demselben bei halbgedarrtem Holz (mit 10 pCt. Wasser) gleich 1850 Grad, der des ganz gedarrten auf 1950 Grad gesetzt werden. Nach Pécelet entwickelt sich eine Temperatur von 1683 Grad beim Verbrennen von reinem und trockenem Holz unter der Voraussetzung, daß aller Sauerstoff der Verbrennungsluft verbraucht wird, dagegen nur eine Temperatur von 960 Grad, wenn nur die Hälfte davon konsumirt wird, was in den gebräuchlichen Feuerräumen gewöhnlich der Fall ist.

Die Verdampfungskraft der verschiedenen Holzarten im ungetrockneten Zustand wechselt von 3,4 bis 4,2 Kilo Dampf; falls sie getrocknet sind, steigt sie bei denselben Arten auf 4,3 bis 5,1 Kilo Dampf (d. h. es werden die angegebene Zahl Kilo Wasser



von 0 Grad in ebenso viel Dampf von 150 Grad verwandelt durch je ein Kilo Holz).

Sind diese Hölzer aber durch sorgfältiges Verkohlen vorbereitet, also in Schwarzkohle verwandelt, so erkennen wir die ganz erhebliche Zunahme ihres Brennwerths aus folgenden Zahlen. Wenn der Wärmeeffekt von reinem Kohlenstoff als Einheit gesetzt wird, so ist derselbe von

	absoluter	pyrometrischer	Verdampfkraft
Schwarzkohle, lufttrocken	0,84	2350°	6,75 Kilo
völlig trocken	0,97	2450°	7,75 "

Die Wirkung kommt also bei der letzteren Art der des reinen Kohlenstoffs sehr nahe.

Die Brennbarkeit des Torfes ist wegen des in der Regel großen Aschen- und Wassergehalts geringer, als die des Holzes, ebenso seine Flammbarkeit. Der Brennwerth der besseren Sorten dagegen zeigt, entsprechend der früher erörterten Zunahme des Kohlenstoffgehalts, eine Steigerung. Dem absoluten Wärmeeffekt nach sind:

- 100 Kilo gelber Torf gleich 94,6 Kilo; 100 Kubikmeter desselben Torfs gleich 33,2 Kubikm. lufttrocknem Fichtenholz,
- 100 Kilo brauner Torf gleich 107,6 Kilo; 100 Kubikmeter desselben Torfs gleich 89,7 Kubikm. lufttrocknem Fichtenholz,
- 100 Kilo Erdtorf gleich 104,0 Kilo; 100 Kubikmeter desselben Torfs gleich 144,6 Kubikm. lufttrocknem Fichtenholz,
- 100 Kilo Bachtorf gleich 110,7 Kilo; 100 Kubikmeter desselben Torfs gleich 184,3 Kubikm. lufttrocknem Fichtenholz.

Die Verdampfungskraft ist bei 10 bis 12 pCt. Wassergehalt gleich 5,5 bis 6 Kilo Dampf, übertrifft also diejenige des getrockneten Holzes.

Die Brennbarkeit der Braunkohle ist gleichfalls geringer, als die des Holzes, doch übertrifft sie diejenige der Steinkohlen. Die Braunkohlen ergeben folgenden Wärmeeffekt, wenn bei allen Sorten gleichmäßig 20 pCt. hygroskopisches Wasser und 10 pCt. Aschenbestandtheile angenommen werden, und der reine Kohlenstoff wiederum als Einheit dient:

	absoluter	spezifischer	pyrometrischer
Lufttrockne safrige Braunkohle	0,43	0,55	1800°
" erdige "	0,55	0,79	1975°
" muschlige "	0,62	0,83	2050
Gedarrte safrige	0,55	—	2025
" erdige "	0,69	—	2125
" muschlige "	0,76	—	2200

Es geht aus dieser Tabelle hervor, daß schon lufttrockne, mehr aber noch gedarrte Braunkohle das gedarrte Holz an absolutem und pyrometrischen Wärmeeffekt erheblich übertrifft. Die Verdampfungskraft besserer Sorten beträgt bei dem angegebenen Wasser- und Aschegehalt 6 bis 6,2 Kilo Dampf.

Die Brennbarkeit der Steinkohlen ist eine sehr verschiedene. Die geringste besitzt der Anthrazit, dabei auch so gut wie gar keine Flammbarkeit. Man hielt denselben lange Zeit für kaum brauchbar als Brennmaterial, trotzdem er den höchsten Kohlenstoffgehalt aufweist. Jetzt findet er wohl bei Anwendung kräftiger Gebläse vortheilhafte Benutzung in Hochöfen und auch zu anderen technischen Zwecken, dagegen wird er zum Hausgebrauch immer noch selten verwendet. Dagegen sind die Bactohlen (Fettkohlen) unter dieser Gattung von Brennstoffen durch ihre leichte Entzündlichkeit und größte Flammbarkeit charakterisirt. Ihre Ver-

wendbarkeit für sich allein wird nur in gewissem Grade dadurch verringert, daß sie infolge ihres starken Aufblähens und Schmelzens den Rost leicht verstopfen und dadurch den Luftzug hindern; werden sie in kleinen, viel Staub enthaltenden Stücken angewendet, so können wegen ihres Zusammenbackens an der Oberfläche, falls nicht genügend geschürt wird, stoßweise Gasentwicklungen erfolgen, die leicht zu Explosionen führen können. Sie geben eine schnelle, aber nicht anhaltende Hitze.

Die Sinterkohle ist zwar schwerer entzündlich, aber leichter zu behandeln, und gibt eine schnelle, zugleich aber auch anhaltende Hitze und ist deshalb die für den häuslichen Gebrauch verwendbarste. Die Sandkohle besitzt den mindesten Brennwerth.

Den Wärmeeffekt von Steinkohlen mittlerer Zusammensetzung und bei Annahme von gleichmäßig 5 pCt. Wassergehalt und 5 pCt. Asche zeigt folgende Tabelle:

	absoluter	ober in Wärmeeinheiten	pyrometrischer
Anthrazit	0,96	6050—7470	2350°
Bactkohle	0,93	5280—7200	2300
Sinterkohle	0,89	4400—6160	2250
Sandkohle	0,79	5000—7100	2200.

Man nimmt in der Praxis an, daß das Heizvermögen einer guten Steinkohle der der Holzkohle nahekomme und das des trockenen Holzes um das Doppelte übertreffe, und daß bei Siedeprozessen: 100 Raumtheile Steinkohle gleich 400 Raumtheilen Holz, gleich 400 Raumtheilen Torf; 100 Gewichtstheile Steinkohle gleich 160 Gewichtstheilen Holz, gleich 250 Gewichtstheilen Torf; zu setzen seien. Für technische Zwecke bildet die Verdampfungskraft der Steinkohlen den allerwichtigsten Gesichtspunkt; es ist diejenige der verbrennlichen Substanz bei den meisten Steinkohlen gleich 8 bis 8,4 Kilo Dampf. Die wirkliche Nutzleistung steigt allerdings auch bei guten technischen Feuerungsanlagen nur bis zu Zweidrittel der berechneten.

Durch Verkofung kann bei den besten Sorten der absolute Wärmeeffekt bis 0,92, der pyrometrische bis 2400 Grad gesteigert werden: er erreicht also den der besten Holzkohlen immer noch nicht ganz.

Aus einem Vergleich der an den bezüglichen Orten gemachten Angaben geht hervor, daß im allgemeinen der Wärmeeffekt der verschiedenen Brennstoffe durch Verminderung des ihnen anhaftenden hygroskopischen Wassers, also schon durch Lagern an geschützten Orten, durch Lufttrocknenwerden, erhöht werden könne. Das ist bei Steinkohlen unter denselben Umständen nicht der Fall, da sie einmal an hygroskopischem Wasser weniger reich sind und dann auch einen kleinen Antheil, etwa 5 pCt. dauernd festhalten. Es ist aber eine durch vielfache Beobachtungen festgestellte Thatsache, wenn auch deren physikalische und chemische Ursachen noch nicht genügend aufgeklärt sind, daß Steinkohlen durch längeres Lagern an der Luft zwar wenig an Gewicht, desto mehr aber an Heizwerth verlieren, und zwar in einem Jahre bis 6 pCt. Es ist also die schlechteste Empfehlung, welche Kohlenverkäufer, die vielleicht zu Spekulationszwecken massenhafte Vorräthe aufgehäuft hatten, dem Konsumenten geben, daß ihre Waare „abgelagert“ sei! Den Konsumenten großer Kohlenquanten zu gewerblicher Verwendung ist dieser Umstand meist wohlbekannt, und sie verlangen ihren Bedarf „grubenfrisch“ garantirt; wogegen hier, wie in so vielen anderen Fällen, die auf den kleinen Ankauf Angewiesenen den Schaden im Minderwerth der Waare zu tragen haben.

## Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B.....

(Fortsetzung.)

„Die Ihnen bekannten Frauen da im Wagen — sind wohl Wärterinnen aus dem Zrennhause?“ fragte Fritz.

„Im Gegentheil. Wie Pfleglinge aber sehen sie aus — wenigstens die eine, die hinter dem schwarzen Schleier, der doch nicht dicht genug war, um mir die merkwürdig funkelnden Augen, die ich oft genug gesehen habe, zu verbergen. Sie war's ganz gewiß und leichenblaß sah sie aus, und die andere sah sie mit leidig und zärtlich an; wahrhaftig, ich hätte garnicht gedacht, daß das leichtsinnige Weibervolk vom Theater auch Gefühl hätte.“

„Vom Theater? Wer waren denn die Damen, reden Sie doch so, daß man Sie verstehen kann, Herr Willisch.“

„Die Schauspielerin Bergmann-Stein war die Blasse — die Verrückte — denn verrückt muß sie sein, sonst käme sie nicht in den Wagen und zu der Begleitung. Der Mann nämlich, welcher mit drin war, war der Oberwärter, und die, welche neben ihm auf dem Rücksitze saß, jedenfalls die Oberwärterin, — die hab' ich aber vorher noch nie gesehen.“

„Die Frau Bergmann-Stein? Ist das möglich? Ich habe sie mehreremal auf der Bühne gesehen, seit ich mit Hülfe unsrer Rezensentenbillette ein ziemlich eifriger Theaterbesucher geworden bin. Es war eine unsrer besten und beliebtesten Schauspielerinnen. Sollten Sie sich da nicht irren?“



„Nein, ich irre mich gewiß nicht. Wenn ich die andre Schauspielerin nicht gesehen hätte, würd' ich einen Irrthum noch für möglich halten. So aber hatte die keinen Schleier und ich weiß, daß die die intimste Freundin von der Bergmann-Stein ist, — also, 's hilft nichts — verrückt ist sie und zwar sehr verrückt; die ganz ungefährlichen kommen nämlich nicht hierher, und wenn jemand von dem alten Ungethüm von Irrenhauskarrete extra abgeholt wird, so muß er zu den aller schlimmsten gehören.“

Sie waren in der Nähe eines Wirthshauses angelangt, das mitten auf der Landstraße, von allen menschlichen Wohnungen sonst weit entfernt, lag. Alle Bewohner desselben und die wenigen Gäste, welche es um diese Zeit aufzuweisen hatte, standen vor der Thür auf der Straße und schauten, lebhaft sprechend und gestikulirend, die Chaussee entlang.

„Gott, ach Gott, die arme Frau,“ jammerte eine dicke Magd, über deren feistes Gesicht helle Thränen rannen. „So jung und so schön noch und doch in die Hölle da oben. Ach, du mein lieber Heiland, das ist doch gar zu schrecklich.“

„Aha,“ sagte Willisch, „hier werden sie einen Augenblick gehalten haben. Es ist das einzige, so abgelegene Wirthshaus in der ganzen Gegend. Nun, ihr Leute,“ rief er, sein Pferd anhaltend, zum Wagen hinaus, „was gib't denn so Erschreckliches?“

Die drei oder vier Gäste — Bauern aus den umliegenden Dörfern — wandten sich ab, ohne zu antworten und zu grüßen. Das Wirthshauspersonal aber, der Wirth, welcher seine Magd an Fettleibigkeit noch bei weitem übertraf, voran, zeigte sich um so entgegenkommender zu dem Herrn Rittergutsbesitzer Willisch, denn er war einer ihrer allerbesten Kunden, ein weißer Rabe unter den Rittergutsbesitzern des Gebirges, indem er allein sich soweit „herabließ“, in solchen Wirthshäusern zu verkehren, und indem er sich damit nicht einmal genügen ließ, sondern in Vertilgung von Getränken auch den wohlhabendsten Bauern und den übermüthigsten Fuhrleuten noch bei weitem „über“ war, ja sogar fast regelmäßig sich bereit finden ließ, seine große Menschenfreundlichkeit mit klingenden Trinkgeldern und reichlichen Schnaps-, Bier- und Cigarrenspenden zu beweisen.

Die dralle Magd schien am beredtesten zu sein, denn sie hatte bereits eine längere Rede begonnen, während die anderen auskunftseilig den großen Mund möglichst weit aufsperrten, und noch ehe aus dem Munde des Wirthes, des Hausknechts und des Regelfungen auch nur ein verständliches Wort entflohen war.

„Ja, erschrecklich ist es wirklich, das können Sie glauben, gnädiger Herr von Willisch, furchtbar erschrecklich. So eine schöne, vornehme Dame und übergeschnappt, es ist wirklich zum Sterben schrecklich. Sie müssen der alten Kutsche ja begegnet sein, gnädiger Herr von Willisch, — wie ein großer, vierediger Sarg sieht sie aus und 's ist auch so'n Sarg — lebendig kommt da doch keiner 'raus, aus dem Verrücktenhause wenigstens gewiß, wo sie in dem Kasten hingeschafft werden.“

„Wenn sie weiter nichts weiß von den Leuten in der Kutsche, Anne, da kann Sie die Puße zum Suppeblasen sparen,“ brummte Willisch. „Soviel wissen wir auch.“

„Na, daß die schöne, arme Dame aber hier so geschrien und geweint hat und durchaus nicht mitgewollt hat, das wissen Sie doch nicht, gnädiger Herr von Willisch,“ erwiderte die Magd triumphirend. „D, ich hätt' am liebsten dem verdammten Kerle, der die armen Menschen immer in das Verrücktenhaus schleppt, eins ausgewischt, wie er sich immer vor sie hinstellte und sie nicht eine Minute aus den Augen ließ.“

„So, geschrien hat sie — sie wollte also nicht mit?“ unterbrach Willisch die in ihrer Thränen- und wortreichen Theilnahme Unerköppliche.

„Ach, mitgewollt wird sie schon haben,“ mischte sich nun der Wirth ins Gespräch. „Halt dein Maul, dumme Anne; nur e bissel Angst hat sie augenscheinlich gekriegt, wie sie von hier aus die Thürme vom Kloster sah. Aber die andere und der Herr aus dem Irrenhause haben ihr ja gesagt, daß sie's sehr gut haben wird, so schön, wie in 'nem vornehmen Bade, und daß sie bald wieder rauskommt, wenn sie nur e bissel ihr gestörtes Gemüth beruhigt haben wird.“

„Ja, ja,“ schrie die Magd, immer noch in allergrößter Aufregung. „So sagen sie allemal, wenn sie einen zwischen den dicken Mauern da lebendig begraben. Aber mir ist's mein Gedanke nicht vorgekommen, und Euch auch nicht, Wirth, und keinem Menschen hier, daß da jemand wieder rausgekommen wäre. Nee, nee, die unglückliche, schöne Dame hat's auch nicht

geglaubt; immerfort hat sie gesagt, der Schwede würd' sie doch im Leben nicht wieder in die Freiheit lassen, — er hätt' ihren Untergang beschloffen und sie wär' nun einmal rettungslos in seine Hand gegeben. Ach, ich möcht' nur um alles in der Welt wissen, was das für ein Schwede sein mag, — wenn ich den kenne, na, der könnte sich gratuliren.“

„Ned' nicht solchen gottverlassenen Unsinn, Anne,“ schalt der Wirth. „Geredt hast du nu überhaupt viel zu viel schon. Marsch fort, in den Stall, da hast alleweile mehr zu thun.“

Die Magd kümmerte sich garnicht um ihres Herrn Geheiß. Auch die anderen hörten nicht auf ihn. Willisch war durch die letzten Worte der Anne zu neuer Frage angeregt worden:

„Was sagte Sie da eben, Anne?“ fragte er. „Ein Schwede wird die verrückten Damen nicht wieder in die Freiheit lassen? — wie kommt Sie auf den Schweden?“

„Nu, so hat sie eben immer gesagt — — sie hat immer gesagt...“

Wieder mischte sich der Wirth ein.

„Reden Sie doch nicht mit der dummen Gans, Herr Willisch. Ich weiß ja alles viel besser, als die; ich hab' ja auch mit dem Kutscher über die Geschichte gesprochen.“

„Nun,“ fragte Willisch, der sehr aufmerksam geworden zu sein schien. „Was ist also mit dem Schweden los?“

„Na, es war natürlich von einem richtigen Schweden, nämlich von einem, der aus Schweden her wäre, gar keine Rede. Ein Name war's, den die Frau en paarmal gerufen hat, der so klang, wie Schwede oder Schweder oder so etwas. Der wär' schuld dran, hat sie gesagt, daß sie ins Irrenhaus müßt' —“

„Ja, und verrückt wär' sie garnicht, hat sie auch gesagt,“ unterbrach die Magd wieder ihren Gebieter. „Und das glaub' ich auch, so wahr ich selig werden will, übergeschnappt sah die, Gott steh' mir bei, auch nicht en bissel aus, die war so gescheit, wie ich, darauf will ich en leiblichen Eid schwören.“

Der Wirth zuckte überlegen die Achseln und schob seine kolossalen Fäuste noch ein paar Zoll tiefer in die geräumigen Hosentaschen.

„Ob so 'ne Gans en Eid schwört oder der Hahn kräht, das ist alles egal. Das war natürlich grade ihre Verrücktheit; ene fixirte Idee nennt man so was, daß sie immer sagte, der Herr Schwede wollt' sie partout zeit lebens einsperren, daß sie nicht von ihm reden könnt'. Ihr Doktor wird's wahrscheinlich sein, der Herr Schwede — das meinte auch der Kutscher, und so 'n Doktor steckt die Leute nicht zum Späße in so 'n Haus, der weiß schon, was er thut.“

„Hat sie noch was gesagt, die Dame, als daß ein Herr Schweder sie hierher geschickt hätte?“ forschte Willisch.

Jetzt ergriff auch Fritz Lauter das Wort, der bis jetzt den schweigenden Zuhörer gemacht hatte, obgleich auch er mit lebhaftem Interesse der breitspurigen Unterhaltung gefolgt war.

„Schweder?“ sagte er. „Halten Sie etwa für möglich, daß unsere mysteriöse Begegnung mit meinem Chef irgend etwas zu schaffen habe, Herr Willisch?“

„Wer weiß,“ gab Willisch mit nachdenklichen Mienen zurück. „Schweder's gib't nicht viel in der Gegend. Und daß die Frau nicht mehr als einen gekannt hat, den einen aber sehr genau, ganz verdammt genau, sag' ich Ihnen, darauf kann ich mit gutem Gewissen wetten. Und nun antworten Sie 'mal, Bartelmeyer,“ wandte er sich wieder an den Wirth, „hat die Frau sonst wirklich nichts weiter verlauten lassen von dem Herrn Schweder?“

„Nee,“ sagte der Wirth; „sonst hat sie weiter nichts gesagt, wenigstens garnichts vernünftiges, das können Sie glauben.“

„Und ob sie noch vernünftiges gesagt hat,“ mußte die Magd noch einmal dazwischenfahren. „Freilich, so geschrien hat sie nicht immerfort, daß es alle Leute, die doch blos einen Stein zwischen den Rippen statt einem Herzen haben, hören mußten. Aber wissen Sie, Herr von Willisch, und Sie, junger Herr,“ damit wandte sie sich an Fritz, „Sie sehen wahrhaftig so aus, als ob Sie ein gutes Herz hätten, — wie ich ihr en Glas Wasser brachte — weiter wollte sie partout nichts nehmen, da hat sie in einemweg gesprochen zu der andern schönen Dame, die aber lange nicht so schön war, als die, und was sie da gesagt hat von dem Schweden und alles andre auch hab' ich mir ganz genau behalten.“

Der Wirth wollte ihr den Mund verbieten.

„Nein, nein,“ sagte Willisch. „Lassen Sie sie reden. Aber kurz muß Sie sein, Anne, und vernünftig muß Sie reden. Also los!“

(Fortsetzung folgt.)



## Zum neunten Mai.

Ein Gedenkblatt von Bruno Geiser.

(Schluß.)

Wenn sich in Schillers Worten und Werken nur vereinzelte Andeutungen fänden, denen man prophetische Bedeutung beilegen dürfte, so hätten die Zweifler leichtes Spiel, — denn in welchem größeren Schriftwerke, vor allen aber in welchen großen poetischen und ganz insbesondere dramatischen Schöpfungen ließen sich nicht Stellen aufweisen, die wohl oder übel mit zukünftigen Ereignissen in Ideenzusammenhang zu bringen wären?

Bei Schiller aber sind es nicht seltene Einzelheiten, die also zu gebrauchen oder zu mißbrauchen wären, es wiederholen sich die Gedankenblitze seines prophetischen Genius so oft, ja alles beinahe, was er geschaffen hat, weist so entschieden und in so erstaunlich treffender Weise auf die Geschichtsgestaltungen der Zukunft hin, daß auch der hartnäckigste Anhänger der ideenwüsten Lehre vom Weltregimente des blinden Zufalls die zweischneidige Waffe des Zweifels strecken muß.

Und für den, der in den Geschichten der Individuen sowohl als der Völker notwendige, aus natürlichen Ursachen organisch hervordachsende Gestaltungen sieht, ist es, wenn auch überraschend, so doch nicht wunderbar oder gar unmöglich, daß es geistbegnadete Menschen gibt, die mit hoher Sicherheit aus dem Vergangenen auf das Künftige schließen, während um sie her alles in Dunkelheit tappt, alles sich an den prophetischen Gedanken verständnislos herumstößt und an den unvorhergesehenen Ereignissen die Schädellinie einrennt.

Schiller war ein Dichter von weltüberragender Begabung; er war zugleich ein Denker, der in die Tiefen der Geschichtsforschung hinabstieg, soweit es seiner Zeit überhaupt möglich war, gleichwie er die gewaltige Welt- und Lebensanschauung der kantischen Philosophie in aller Schärfe und in ihrem ganzen Umfange in sich aufnahm.

Aus der Geschichte holte er sich fortan ausschließlich seine dramatischen Stoffe. 1791 schrieb er:

„Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit rationellem und politischem noch am meisten gattet, steht Gustav Adolph obenan. — Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem dreißigjährigen Kriege unzerrennlich verbunden. Es kommt also bloß auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ungezwungen, und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dies der Hauptstoff gewesen wäre.“

Aber er wählte doch nicht zum Gegenstande poetischer Behandlung Gustav Adolph, sondern dessen größten Gegner unter den Heerführern des deutschen Kaisers, Albrecht von Waldstein, den eisernen Herzog von Friedland.

Einer der Hauptgründe zu dieser Wahl bildete unzweifelhaft wieder die Rücksicht auf seine eigene, auf Schillers Zeit.

Was er im Anfang des letzten Decenniums vom vorigen Jahrhundert vorausgesehen und gesagt, begann sich zu vollziehen. Der „geistvolle, kräftige Mann“ war im Begriff, sich zum „Herrn von Frankreich“ zu machen. Napoleon Bonaparte hatte im Auftrage des französischen Direktoriums und im Verein mit Barras 1795 den royalistischen Aufstand niederkartätscht, darauf 1797 Oesterreich in Italien zu Boden geworfen, zwei italienische Republiken gegründet, war in der zweiten Hälfte des Jahres 98 und in der ersten von 99 als Sieger durch Aegypten gezogen und eilte zur selben Zeit, als Schiller den Prolog schrieb zu seinem „Wallenstein“, nach Frankreich zurück, um aus dem wogenden Meere der von Schiller lange vorher prophezeiten französischen Anarchie für sich das Konsulat und die Kaiserkrone an den Tag zu heben.

Daß Bonaparte nach der Herrschaft über Frankreich streben werde, konnten jetzt auch mittelmäßige Köpfe voraussehen, daß er sie aber erringen, daß er Europa zu unterjochen streben werde, daß so ungeheure Umwälzungen bevorständen, wie sie in den ersten 15 Jahren des 19. Jahrhunderts wirklich hereinbrechen sollten, dies schon bei des glänzenden Meteors blutigem Aufglücken am politischen Horizonte nicht nur zu ahnen, sondern klar und verständlich auszusprechen, war wieder nur Schiller vorbehalten.

Sein „Wallenstein“ war ganz und gar für die Geschichtsepoche gemacht, in die sein Erscheinen fiel.

Schiller selbst setzte ihm im Prologe die Aufgabe, das deutsche Volk

— aus des Bürgerlebens engem Kreis  
Auf einen höhern Schauplatz zu versetzen,  
Nicht unverth des erhabenen Moments  
Der Zeit, in dem wir strebend uns bewegen.  
Denn nur der große Gegenstand vermag  
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen;  
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,  
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Und jeht an des Jahrhunderts ernstem Ende  
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,  
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen  
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn  
Und um der Menschheit große Gegenstände,  
Um Herrschaft und um Freiheit, wird gerungen,  
Setzt dar die Kunst auf ihrer Schattenbühne  
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,  
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.

Und dann zeichnet er in dem Bilde, welches er von den schreckenreichen Zuständen während des dreißigjährigen Krieges entwirft, das Unheil, welches das mörderische Genie Bonapartes über das in sozialer und politischer Auflösung befindliche Deutschland und den größten Theil von Europa heraufführen sollte, und im Wallenstein den Soldatenkaiser selber, dessen Stern erst in Rußlands Schneefeldern unterzugehen bestimmt war.

In jenes Krieges Mitte stellt euch jezt  
Der Dichter. Sechzehn Jahre der Verwüstung,  
Des Raubs, des Elends sind dahingeflohn,  
In trüben Massen gähret noch die Welt,  
Und keine Friedenshoffnung strahlt von fern.  
Ein Tummelplatz von Waffen ist das Reich,  
Verödet sind die Städte, — — —  
— — — Gewerb und Kunstfleiß liegen nieder,  
Der Bürger gilt nichts mehr, der Krieger alles,  
Straflose Frechheit spricht den Sitten Hohn,  
Und rohe Horden lagern sich, verwildert  
Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.

Auf diesem finstern Zeitgrund malet sich  
Ein Unternehmen kühnen Uebermuths  
Und ein verwegener Charakter ab.  
Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,  
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,  
— — — — —  
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,  
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,  
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg  
Und, ungefättigt immer weiter strebend,  
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Zwei Jahre später, in den Anfangsworten der „Jungfrau von Orleans“, weist er wieder auf das hin, was da kommen muß. Der Vater der Jungfrau warnt seine Mitbürger vor dem englischen Eroberer:

Ja, liebe Nachbarn! Heute sind wir noch  
Franzosen, freie Bürger noch und Herren  
Des alten Bodens, den die Väter pflügten,  
Wer weiß, wer morgen über uns befiehlt!  
Denn aller Orten läßt der Engländer  
Sein sieghaft Banner fliegen, seine Hölle  
Zerstampfen Frankreichs blühende Gefilde.  
Paris hat ihn als Sieger schon empfangen,  
Und mit der alten Krone Dagoberts  
Schmüdt es den Sprößling eines fremden Stamms.

Im Jahre 1804, zwei Jahre vor der Unterjochung Deutschlands durch den kaisergekrönten Todtengräber der französischen Revolution, erschien Schillers letztes großes Drama, „Tell“.

Es bildet den Abschluß jener Kriegstragödien, die in „Wallenstein“ und der „Jungfrau von Orleans“ auf die Bühne getreten waren. Es verherrlicht die That der Befreiung des Volkes von fremdem Joch durch seine eigene Kraft in hinreißendem Schwunge und Feuer. Unberechenbar viel hat es zur Erhebung



Deutschlands in den Befreiungsjahren von 1813 und 15 beigetragen. Alles Volk jubelte dem „Tell“ entgegen, und hat sich an der Mannhaftigkeit und dem unüberwindlichen Widerstandsmuthe, der in ihm lebt und webt, gestärkt und zur Racheiferung begeistert. Beinahe unbegreiflich ist, wie dem Scharfblicke des Korjen die befreiende Gewalt des schiller'schen Dramas so unverständlich bleiben konnte, daß er es nicht nur unverfolgt ließ, sondern sich auch noch wundern konnte, wie dem „Tell“ die Deutschen so zuzujubeln vermochten, da er doch die Losreißung eines Theils von Deutschland feiere.

Mit Stauffacher in der Rütlierversammlung fragte sich das deutsche Volk:

— — — Sollen wir  
Des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,  
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns  
In seiner Macht kein Kaiser durfte bieten?  
— Wir haben diesen Boden uns erschaffen  
Durch unsrer Hände Fleiß, den alten Wald,  
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,  
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;  
Unser ist durch tausendjährigen Besiß  
Der Boden — und der fremde Herrenknecht  
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden,  
Und Schmach anthun auf unsrer eignen Erde?  
Ist keine Hülfe gegen solchen Drang?  
Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.  
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,  
Wenn unerträglich wird die Last — greift er  
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel  
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,  
Die droben hangen unveräußerlich  
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —  
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,  
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —  
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr  
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —  
Der Güter höchstes dürfen wir vertheid'gen  
Gegen Gewalt — Wir stehn für unser Land,  
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!  
Alle (an ihre Schwerter schlagend).  
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!

Und mit dem sterbenden Attinghausen, als ihm gemeldet wird, daß der Landmann, das niedere Volk allein, einen Bund gestiftet zur Befreiung von Tyrannenmacht, spricht der längst schon den Todeskeim in der Brust tragende Schiller zu seinem Volke:

## Die Republiken Südamerika's in ihrer Vergangenheit und Gegenwart.

Historische Skizze von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

Die Hauptstadt Lima (ca. 100 000 Einwohner) liegt in schöner, wohl angebauter Umgebung und hat im Gegensatz zu vielen mit ihr in gleichen Breitengraden liegenden Orten, wo eine fast unerträgliche Hitze herrscht, ein gemäßigtes, angenehmes Klima. Die Häuser sind, der häufigen Wiederkehr von Erdbeben wegen meist einstöckig, aber ebenso bequem wie elegant eingerichtet und fast alle mit einem Garten umgeben. Eine Eigenthümlichkeit der sämtlich von Wasser durchflossenen und nachts durch Gas erleuchteten Straßen ist, daß sie alle rechtwinklig sind. Durch eine Eisenbahn wird Lima mit Callao, dem wichtigsten Kriegshafen des Landes, verbunden. Die Bai von Callao, welche die Spanier bekanntlich am 2. Mai 1866 zu bombardiren versuchten, aber dabei keinen Erfolg hatten, ist von allen Seiten geschützt und gewährt selbst den größten Massen von Handels- und Kriegsschiffen einen ausreichenden, trefflichen Ankerplatz. Der Reisende, der dort landet, wird besonders durch die Berge von Waaren auf dem Quai überrascht, welche man nur in höchst seltenen Fällen bedeckt, weil es an diesem Orte fast nie regnet. Für den Bau von Eisenbahnen und die Schifffahrt, sowie für die Anlage von Telegraphenlinien wird in neuerer Zeit sehr viel gethan; Peru geht in dieser Beziehung allen übrigen Staaten Südamerikas mit rühmenswerthem Eifer voran. Das Land hat schon seit 1851 Eisenbahnen, deren Bau oft mit den außerordentlichsten Terrain-schwierigkeiten zu kämpfen hatte. An verschiedenen Hafenplätzen gehen die Schienenwege von den Erz- und Salpetergruben bis in die Städte. Hingegen befindet sich der Volks- und Elementarunterricht noch auf einer sehr untergeordneten Stufe. In Lima gab es 1873 erst eine Normalschule zur Bildung von Volksschullehrern, die indessen nur geringe Erfolge erzielte. Eine Art Gymnasium, das Kollegium von Guadeloupe, ist gleichfalls Staatsanstalt, wie die Universität San-

Mat sich der Landmann solcher That verwogen,  
Aus eignem Mittel, ohne Hülff der Edeln,  
Hat er der eignen Kraft so viel vertraut —  
Ja, dann bedarf es unsrer nicht mehr:  
Getröstet können wir zu Grabe steigen,  
Es lebt nach uns — durch andre Kräfte will  
Das Herrliche der Menschheit sich erhalten.

(Er legt seine Hand auf das Haupt von Tells Knaben, von dem der Vater auf des Landvogts Befehl den Apfel geschossen.)

Aus diesem Haupte, wo der Apfel lag,  
Wird euch die neue, bessere Freiheit grünen;  
Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,  
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.  
Die Fürsten seh' ich und die edeln Herrn  
In Harnischen herangezogen kommen,  
Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen.  
Auf Tod und Leben wird gekämpft, und herrlich  
Wird mancher Paß durch blutige Entscheidung.  
Der Landmann stürzt sich mit der nackten Brust,  
Ein freies Opfer, in die Schaar der Lanzen!  
Er bricht sie, und des Adels Blüthe fällt,  
Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne.  
Drum haltet fest zusammen — fest und ewig —  
Kein Ort der Freiheit sei dem andern fremd —  
Hochwachten stellet aus auf euren Bergen,  
Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle —  
Seid einig — einig — einig —

Jeder, der Schiller kennt, so kennt, wie er in seinen Werken lebt und leben wird, solange es edel fühlende und groß denkende Menschen gibt, wird jenen tief empfundenen, herrlichen Worten freudig zustimmen, die Goethe dem todtten Freunde geweiht:

Es glühte seine Wange roth und röther  
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,  
Von jenem Muth, der früher oder später  
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,  
Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,  
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,  
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,  
Damit der Tag des Adeln endlich komme.  
Und manche Geister, die mit ihm gerungen,  
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,  
Sie fühlten sich von seiner Kraft durchdrungen,  
In seinem Kreise willig fest gebannt.  
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,  
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.  
So feiert ihn! Denn, was dem Mann das Leben  
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Marcos, die 25 nominelle Professoren besitzt, — nominelle, denn sie halten keine Vorlesungen, sondern bilden eigentlich nur ein Kollegium zu dem Zwecke, den Besitzern der Theologie, Jurisprudenz und Medizin ihre Würden zu ertheilen. Es existirt ein medizinisches Kollegium von San-Fernando und ein theologisches von Sto.-Toribio. Nicht mehr Bedeutung, als diese Anstalten hat die Militär- und Marineschule zu Lima. Die andern Schulen sind sämtlich Privatinstitute, deren Leitung ganz der Spekulation anheimgegeben ist. Unter allen Republiken des südlichen und mittleren Amerikas erlangte allein Peru von den Spaniern nicht die Anerkennung seiner Unabhängigkeit, was die Bewohner des Freistaats nie zur Beruhigung kommen ließ. Seitdem die Spanier nach der oben erwähnten Niederlage bei Ayacucho ihre letzte Position, Callao, aufgegeben und das Land geräumt hatten, war Peru zwanzig Jahre lang der Schauplatz der blutigsten Bürgerkriege und Umwälzungen, welche die Entwicklung des Landes aufhielten, den Wohlstand untergruben und im Grunde nicht ein einziges segensreiches Resultat herbeiführten. Die ehrgeizigen und selbstfüchtigen Parteihäupter, die um die Herrschaft stritten, handelten, ohne höheren Zielen nachzustreben, nur aus persönlichen, eigennütigen Motiven. Erst in der Mitte der vierziger Jahre gelang es dem Präsidenten Ramon Castilla ein mehr geordnetes Regiment einzuführen. Als seine Amtszeit vorüber war, erlangte, seit dem Bestehen der Republik zum erstenmal, der gesetzlich gewählte Nachfolger auch wirklich die Staatsgewalt. Doch schon unter diesem Nachfolger, Don José Rufino Echenique (1851), entstanden nicht bloß kriegerische Verwicklungen nach außen, sondern auch ein neuer Aufstand im Innern, welcher zur Folge hatte, daß Ramon Castilla aufs neue auf den Präsidentenstuhl gelangte (1855) und ein revidirtes Staatsgrundgesetz einführte. Eine bald nachher entstehende Militärrevolte stellte die Präsidentschaft Castilla's wieder in Frage, vermochte jedoch nicht, diesen zu stürzen. Nichtsdestoweniger erlag Castilla bei der im nächsten Jahre (1861) unter den heftigsten Parteistürmen stattfindenden Präsidentenwahl; indes gelang es seinen Anhängern, befreudete Männer aus seiner Verwandtschaft ans Ruder zu bringen und ihm in dieser Weise auch für die Zukunft einen be-



deutenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu sichern. Und in der That schien in dieser Zeit das energische Auftreten eines klugen, thatkräftigen Mannes nöthig. Die dominikanische Republik hatte sich freiwillig wieder unter die spanische Herrschaft gestellt, General Moreno von Cuabador stand im Verdacht, seine Republik unter das Protektorat Frankreichs bringen zu wollen; am 31. Oktober des Jahres 1861 war von drei europäischen Staaten, England, Spanien und Frankreich, zu London eine Konvention behufs gemeinsamer Intervention in Mexiko unterzeichnet worden, und schon am 8. Dezember des genannten Jahres traf ein spanisches Geschwader vor der mexikanischen Stadt Veracruz ein und forderte dieselbe nicht bloß zur Uebergabe auf, sondern gelangte auch in ihren Besitz, — es schien, daß man sich in Europa die Verwirrung der ehemals spanischen Kolonien zunutze machen und die alte Herrschaft wieder aufzurichten wollte. Solchen Bestrebungen wendete Castilla seine ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit zu. Von ihm wurde in Lima eine „Gesellschaft der Verteidiger der Unabhängigkeit“ gegründet, und alle seine Bemühungen liefen darauf hinaus, sämtliche amerikanische Republiken zu einem Bunde mit dem Zweck zu vereinigen, die Doktrin Monroe's (s. oben): „Amerika für die Amerikaner“ (in diesem Wahlspruch hatte das sich mehr und mehr steigende Selbstgefühl der Bevölkerung der Meinung jenes Präsidenten der nordamerikanischen Union, daß Amerika keinerlei Einmischung Europas in seine Angelegenheiten mehr dulden dürfe, Ausdruck verliehen) in ihrer vollen Tragweite auch für Südamerika zur Geltung zu bringen. Bald vollstand ein offener, direkter Konflikt zwischen Peru und Spanien, der seine Ursache darin hatte, daß eine aus baskischen Auswanderern bestehende Kolonie in Talambo gewaltsam angegriffen und mißhandelt worden war, ohne daß die peruanische Regierung gegen die Schutzbüthen eingeschritten wäre. Es erschien deshalb im März 1864 als „außerordentlicher Spezialkommissar der Königin“ Salazar y Mazerrado in Lima und forderte Genugthuung. Die peruanische Regierung argwohnte aber unter diesem veralteten Titel eine Erneuerung erloschener Ansprüche und weigerte sich, den Gesandten in dieser Eigenschaft anzuerkennen, wollte ihn vielmehr nur als „konfidentiellen Agenten“ (Vertrauensperson) empfangen. Die Folge davon war, daß der spanische Bevollmächtigte den Admiral des inzwischen in den chilenischen Gewässern kreuzenden spanischen Geschwaders, Pinzon, veranlaßte, die guanoreichen peruanischen Chincha-Inseln als Unterpfand für die Entschädigungsforderungen in Besitz zu nehmen. Selbstverständlich bemächtigte sich der Peruaner größter Schreden, und trotz der Widerrede der sich für einen Seeräuber mit den Spaniern nicht tüchtig genug fühlenden Regierung wurde auf dem Kongreß, nachdem die Minister wegen Mißbrauchs ihrer Gewalt den Gerichten überwiesen worden waren, der Beschluß gefaßt, „daß alle Mittel angewandt werden sollten, um die Chinchaineln den Spaniern zu entreißen, und daß, so lange sie daselbst stehen würden, in keine Unterhandlung mit ihnen eingegangen werden dürfe.“

Die Seele dieser Opposition war Ramon Castilla. Der Präsident, Pezet, hielt sich jedoch reservirt und gewährte den Spaniern, nachdem ein Ausgleichungsversuch, den er unternommen hatte, ohne Erfolg gewesen, volle Entschädigung (1865). Den Gesandten hatte er als „Spezialkommissarius“ empfangen. Obgleich aber Castilla, der einen Volksaufstand erregt hatte, überwunden und verbannt wurde, ließ sich doch die Ruhe im Lande nicht herstellen. Die Erbitterung gegen den Präsidenten Pezet war eine außerordentliche, und er wurde schließlich durch die immer mehr um sich greifende Insurrektion, der sich auch die in der Nähe der Hauptstadt gelagerten Truppen anschlossen, im Oktober als „Landesverräter“ zur Flucht auf ein englisches Schiff genöthigt. Auch der Widerstand seiner Anhänger wurde gebrochen und in einer Volksversammlung der Leiter des Aufstandes, Oberst Prado, zum Diktator ernannt.

Darauf schloß die Republik Peru mit Chile ein Schutz- und Trugbündniß und erklärte Spanien den Krieg. Auch die Republiken Ecuador und Bolivia traten bald dem Bunde bei, wodurch der Krieg größere Dimensionen annahm. Admiral Ruzel griff mit der spanischen Flotille das chilenisch-peruanische Geschwader in der Ancudbai an und fügte dann (März 1866) der wehrlosen Handelsstadt Valparaiso durch ein mehrtägiges Bombardement großen Schaden bei, hatte aber, wie oben bemerkt, mit der Beschädigung der Hafensstadt Callao am 2. Mai keinen Erfolg. Selbst verwundet, trat er mit seinen stark beschädigten Schiffen den Rückzug an, und damit hatte die Blockade der peruanisch-chilenischen Küste thatsächlich ihr Ende gefunden. (Fortsetzung folgt.)

**Ueber den Einfluß von Fabrik- und Straßengeräuschen auf Menschen und Gebäude.** (Schluß.) Jeder, der mit den Gesetzen der Physik einigermaßen vertraut ist, muß zugeben, daß Erschütterungen durch ihre naturgemäße Steigerung in den oberen Stockwerken auch das Gebäude beschädigen müssen, indem sie den Mörtel lockern, gegen die im Gebäude befindliche Spannung antämpfen und demgemäß Sprünge hervorrufen.

Die beständigen Einwirkungen auf die Sinnesorgane, welche durch „Geräusche“ und „Erschütterungen“ in großen Städten ausgeübt werden, sind jetzt in höherem Grade in England gewürdigt worden als in Deutschland. Englische Aerzte haben — und gewiß mit vollem Rechte! — in diesen Einwirkungen den Hauptgrund der größeren „Nervosität“

des Städters gegenüber dem Landbewohner erkennen zu müssen geglaubt; es unterliegt für jeden Denkenden keinen Zweifel, daß die Arbeit des Dampfhammers ganz in der gleichen Richtung die Gesundheit beeinträchtigt; nur noch in viel höherem Grade, als Straßengeräusche: weil das dabei erzeugte Geräusch stärker als diese ist, — weil es zeitweilig durch Ruhepausen unterbrochen wird, — weil es aus einzelnen Schlägen besteht, die sich sehr schnell, nämlich 150 und mehr mal in der Minute auf einander folgen, — weil es endlich von heftigen Erschütterungen begleitet ist, denen man sich nicht zu entziehen vermag.

Man vergegenwärtige sich nun den Einfluß eines Dampfhammers auf Kranke. Der Kranke besitzt weniger Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einwirkungen als der Gesunde. Alle Aerzte und die Aerzte aller Zeiten stimmen darin überein, daß möglichs Ruhe den Verlauf jeder Krankheit begünstigt, die Genesung befördert, — während Unruhe, Störungen irgend einer Art den entgegengesetzten Einfluß haben, also die Krankheit verlängern, die Genesung verzögern oder in Frage stellen. Es ist daher in der Krankenpflege an allen Orten und zu allen Zeiten vorgegeschrieben worden, daß man in der Nähe des Kranken nicht laut sprechen dürfe, daß in der Krankenstube keine starken Gerüche vorkommen sollen, das man lautes Auftreten, Zuwerfen der Thüren, Hämmer u. s. w. in der Wohnung des Kranken zu vermeiden habe; — vor dem Hause bedeckt man oft mit Stroh das Straßenpflaster, — ja, selbst die Klingel pflegt bei jeder ernstern Krankheit unterbunden zu werden, damit nicht ihr Schall den Kranken erschrecke und beunruhige. Was nugen aber derartige Vorichtsmaßregeln in einer Wohnung, welche dem tosenden Hämmern und den beständigen Erschütterungen eines im Gange befindlichen Dampfhammers ausgesetzt ist? Vergeblich sucht der Kranke nach schlafloser Nachtruhe. Im Augenblick, wo er einschlafen will, schreckt ihn das aufdringliche Geräusch des Dampfhammers. Kranke, welche an sogenannten nervösen Krankheiten darniederliegen, sind dieser Schädlichkeit in höherem Grade ausgesetzt. Wie werden die Fieberphantasien eines Typhuskranken durch den Dampfhammer angeregt werden! Kinder, welche schrecklicher sind, als Erwachsene, und deren Nervensystem einer sorgfältigeren Behütung bedarf, unterliegen diesen Nachtheilen am meisten; — Wöchnerinnen werden von demselben gepeinigt, und um den ihnen so nothwendigen Schlaf gebracht.

Die Ausführungen Prof. Reclams gipfeln in dem Schlusssatz:

Diese Geräusche und Erschütterungen sind so stark, daß sie nicht nur Nachbargebäude beschädigen, sondern auch Nachtheile für die Gesundheit der Bewohner, neben der Belästigung herbeizuführen geeignet sind und dadurch den Mietzwert der Gebäude herabsetzen.

Auf Grund dieses Reclam'schen Gutachtens wurde die Konzession zum Weiterbetriebe des Dampfhammers seitens der Behörde verweigert, und der Fabrikbesitzer sah sich genöthigt, sein ganzes Etablissement auf das Terrain eines benachbarten Dorfes zu verlegen. Die Bedeutung dieser Kundgebung des rühmlichst bekannten Gelehrten reicht über den Spektakel, welchen die Bewegung bot, weit hinaus. Reclam selbst wünscht eine Reform der Baugesetzgebung, welche auf die Bestimmung hinauszulaufen hätte, daß ein Dampfhammer durch mindestens 12–15 Meter Gartenland von jedem bewohnten Grundstücke getrennt bleiben müsse. Aber das genügt nicht im entferntesten, auch abgesehen von dem Umstande, daß die 12–15 Meter weite Entfernung das starke Geräusch, welches ein Dampfhammer verursacht, nicht verhindern wird, den Nachbarn auf das höchste lästig zu fallen. Neben dem Dampfhammerspektakel schreien noch hundert andere Geräusche aus den Fabriken ohrzerreißend und nervenserrüttend gen Himmel, und wenn gewisse Fabrikanlagen die Ohren und Nerven mit peinigenden Geräuschen verschonen, so malträtieren sie desto eifriger Nasen und Lungen mit üblen Gerüchen, gesundheitschädlichen Gasausströmungen und lungenfressendem Staube. Mit letzteren Mitteln auf Gesundheit und Leben hatte nun freilich Prof. Reclam in vorliegendem Falle nichts zu schaffen; auf die abscheulichen Straßengeräusche, welche die bestgelauten Menschen zeitweilig zum Griesgram, arbeitame, denkflüssige Leute stunden- und tagelang arbeitsunlustig und denkverfälscht machen, auf diese ist er selber eingegangen. Sie hatten ihm den Wunsch in die Feder diktiert, die städtischen Behörden Leipzigs möchten allgemach für besseres Pflaster sorgen. Dieser Wunsch ist sehr bescheiden. Schreiber dieser Zeilen ist es weniger: er verlangt, daß mit dem System der landesüblichen Steinpflasterung überhaupt gebrochen und — auch allmählich, weil es nicht anders geht — ein weniger spektakelfrohes Pflaster, Asphaltierung und Macadamisierung, wie in Paris und anderwärts, bevorzugt werde. Die Nervosität unserer städtischen Bevölkerung ist heutzutage schon ein entschieden krankhafte, sie hat schon manches Familienglied zerstört, manche schlechte Kindererziehung auf dem Gewissen; sie hilft die Konflikte mit dem Strafgesetzbuch vermehren und die Gefängnisse überfüllen; sie raubt dem einzelnen ein gut Theil seiner Arbeitskraft und seines Frohsinns und belästigt die Gesellschaft, wie ein Knäppel am Beine, bei ihrem Fortschreiten zu Wohlergehen und Geseitigung. Ich meine, wir brauchen nicht erst des eingehenderen über jene in ihren Wirkungen unberechenbare, in ihren Ausprägungen peinlichste Nervosität sprechen, welche in den höheren Regionen der Gesellschaft wie gewitter-schwangere Elektrizität nicht nur wetterleuchtet und donnert, sondern oft genug eingeschlagen und Völkerbrände gestiftet hat. Gewißlich ist die Ursache solcher Nervenkrankheit nicht bloß das Steinpflaster unserer



Straßen, wie ihre Ursache auch nicht bloß das Edelgestein und Edelmetall ist, mit welchem die Wege in den fraglichen Sphären gepflastert zu sein pflegen, aber das ordinäre Pflastergepolter ist eine der gewichtigeren Ursachen davon, und es gibt uns allen Grund, Tag und Nacht auf Abhilfe zu sinnen und energische Maßregeln dazu zu ergreifen. Also mit den Fabriken möglichst ganz fort aus der Nachbarschaft menschlicher Wohnungen und mit dem ohren- wie schuhsohlen-, nerven- wie wagenräderstrapazierenden Steinpflaster fort aus den Städten. Die Leser werden zu fragen geneigt sein, ob hier nicht auch ein Wort einzulegen am Plage wäre für Ohren und Nerven der Fabrikarbeiter, die dem Höllenspektakel ihrer Werkstattumgebung ja viel näher, als die nichtfabrikarbeitenden Nachbarn sind und ihm noch viel weniger zu entrinnen vermögen. Sie haben nicht ganz unrecht, aber für die Sinnesorgane der Fabrikarbeiter dürfte die von Kellam erwähnte Thatsache der Gewöhnung an unausgesetzt hörbare Geräusche in Kraft treten. Bei der Arbeit selbst nehmen die außerhalb wenig oder garnicht wahrnehmbaren schwächeren Geräusche die Gehörwerkzeuge gefangen und stumpfen ihre Empfindlichkeit wohl auch gegen die zeitweilig stärkeren in hohem Grade ab; die Fabrikarbeiter haben nicht nöthig, ihre Gedanken auf Ideenkreise zu konzentriren, die mit der Ursprungsstätte des Spektakels und der Fabrik garnichts zu schaffen haben, — das sind Vorträge, welche sie vor den Bewohnern der Nachbargebäude offenbar voraus haben, welche aber noch keineswegs die Nothwendigkeit wissenschaftlicher Untersuchung ausschließen, inwieweit auch des Fabrikarbeiters Nervensystem und seine Gesundheit im allgemeinen unter dem Fabrik-spektakel leidet und auf welche Weise ihm etwa Abhilfe und Schutz gebracht werden könnte.

**Die Mysteriespiele des Mittelalters und das Oberammergauer Passionspiel.** (Bild Seite 400—401.) Im Sommer des Jahres 1880 wird das „Leiden Christi“ in Oberammergau (Bayern) gefeiert. Friedliche Lande haben in ihren Bergen, ungehindert von der allzerstörenden Kultur, das Passionspiel des Mittelalters bewahrt und vervollkommen. Es ist der Zweck des vorliegenden Aufsatzes, den Gang der Entwicklung dieser dramatischen Darstellungen aus der römischen Welt in die der anderen Kulturvölker, namentlich der Germanen, zu verfolgen und jene traurige Epoche der Schauspielkunst zu schildern, in welcher sie sich noch nicht des Vortheils der Befreiung von dem Gewissensdruck der Pfaffen erfreute. Der römische Luxus und das Schaugepränge seiner kirchlichen und theatraischen Aufzüge ging nach der Zerstörung des Reiches durch innere Fäulnis und äußeren Anprall der Völkerwanderung nicht völlig zu Grunde, sondern wurde vielmehr von den germanischen Erben Roms, sowohl in der Metropole wie in den Provinzen nachgeahmt. Die blutigen Festschmausereien wurden in Arles und Nîmes von den Galliern und in Trier von den Franken Jahrhunderte lang nach dem Falle Roms gepflegt. Das Antike sollte aber auch in anderer Weise konjervirt werden. Der Menschengeist muß nämlich beständig eine Lösung des Welt-räthsels suchen, und jede Lösung des Welträthsels muß beständig scheitern, sodas er gleich dem Eichhörnchen im Rade nicht weiter kommt. Nachdem sich die Verherrlichung der gesteigerten Genußfähigkeit, in welcher sich die antiken Dichter und Philosophen so wohlgefielen, überlebt hatte, versuchten es die neuen christlichen Volksbeglucker mit der Entsagungstheorie. Sie gossen aber neuen Saft in alte Schläuche, denn trotz der Feindschaft des „entsagenden“ Christenthums gegen das „genießende“ Heidenthum ward das — Theater der Alten als Propaganda für das Christenthum benützt. Der Kirchenvater Gregor von Nazianz verfertigte 400 Jahre nach Christi Geburt mit Zuhilfenahme der griechischen Dichter Euripides und Aeschylus sein Mysteriespiel „Das Leiden Christi“. Mysteriespiele wurden derartige Stücke genannt, weil ihre Sprache, die lateinische, den Laien, dem Volk, unverständlich war. Sie wurden in der Kirche gespielt und bildeten Theile des Gottesdienstes, der durch den Heiligenkultus auch allmählich wieder heidnisch wurde. Der Hochaltar mit seinen Seitenthüren und die Krypta (Gruf) gaben ein dem griechischen ähnliches Theater. Wechselgespräche und Wechselgesänge, Responsorien und Antiphonarien, heute noch des Hauptbestandtheil der katholischen Liturgie, bildeten ihre Form. Sie begannen um Mitternacht; das mystische Dunkel stellte gleichsam die Heidenzeit und die Zeit vor Christo dar, die Morgenzeit fiel mit der Geburt Christi zusammen, die Mittagszeit des andern Tages konnte die Abendmahlzeit darstellen. Daraus erhellt, das unsere frommen Vorfahren starke Nerven haben mußten, um eine „heilige“ Tetralogie à la Richard Wagner über sich ergehen zu lassen. Ob in den Zwischenakten Würste und Bier verabreicht wurden, wie heute in Oberammergau, haben uns die Chronisten jener längst entschwundenen Tage zu melden verabsäumt.

Die vollständige zwölfstündige Litanei ward in die Städte aufgenommen, gewissermaßen eine Nachbildung des Chores der Griechen. Diese langstieligen dramatischen Genüsse wurden nur an Sonn- und Festtagen aufgeführt, damit das feuerpflichtige Volk nicht von der Arbeit abgehalten wurde. Am Osterfest ward die Auferstehung Christi von Priestern in der Kirche dargestellt, am Pfingstfeste die Offenbarung des heiligen Geistes, an einem andern der betlehemitische Kindermord, Weihnachten brachte die Hirten und Engel, Epiphania das Dreikönigspiel, noch heute in vielen katholischen Gegenden von Kindern vorgeführt. Bald ließ das Bedürfnis des besseren Verständnisses die lateinische in die deutsche Sprache verwandeln, doch so, das das Gesungene lateinisch, das Gesprochene deutsch ausgedrückt ward. Von dem „mysteriösen“ Brimborium konnte man sich aber doch nicht ganz emanzipiren, der Titel des Stückes und die technischen Bezeichnungen blieben lateinisch; es haben sich solche bis auf die neueste Zeit auf der Bühne aller Kulturvölker erhalten. Beweis davon die internationalen Ausdrücke Aktus und Szene. Die Nachahmung der griechischen Bühne in der christlichen Kirche nahm mit der Zeit immer größere Verhältnisse an, der dreihürige Hochaltar ward gleich der Szenenwand, Stufen rechts und links führen zur Kirche wie in die hellenische Orkestra; der Chor befindet sich oben gleich dem Theologion der Griechen. Die Osterpiele bildeten sich auf breiterer, doch immer mehr profaner (weltlicher) Basis aus. Die rituellen Textstellen wurden zwar noch immer lateinisch gesungen, wurden aber immer mehr von dem deutsch gesprochenen Wort verdrängt. Der eigenthümliche Geist des deutschen Volkes, „der keine Sonderung der Gattung zuließ“, und immer mehr die römischen Fesseln abstreifte, brachte aber bald die ihm charakteristische wüthige Laune in das Schauspiel. Es erscheinen Boten, Wächter in verzerrter Weise. Vor allem der Teufel mit Pferdefuß und Schwanz, eine Erinnerung an die Dionysosfeste, später die Personifikation des Volkswitzes, Hanswurst genannt. Alles zu seiner Zeit! Respekt vor dem später so verpönten Hanswurst. Seine derben Späße haben die lateinischen Heiligen von der deutschen Bühne vertrieben. In dieser Fassung konnte der Klerus das Schauspiel in der Kirche nicht mehr dulden und so ward es nun auf einer öffentlichen Schaubühne mit einem Loch im Hintergrunde als Hölle und einem Holze, Zinne genannt, als Himmel, über dem Theater dargestellt. Man konnte auf sie das Goethe'sche Wort anwenden: Vom Himmel durch die Welt zur Hölle. Frankreich, welches seit jeher ein besonderes Geschick zum Theaterspielen hatte, ging allen anderen Ländern Europas mit dem Beispiel voran, den rituellen Inbalt der Mysteriespiele auf dramatischer Grundlage zu verbreitern und die eingeschobenen Volksfiguren immer weltlicher agiren zu lassen. Bei den schmalen Straßen und beschränkten Plätzen der Städte des Mittelalters mußte man bei Errichtung des Bühnenbaues die geräumigen Kirchhöfe oder Klosterhöfe ins Auge fassen, weil wegen der Unsicherheit ein Bauplatz außerhalb der Stadtmauer gar nicht in Betracht kam. Den Franzosen, welche die Dreitheilung der Bühne am entwickeltesten durchführten, dienten die alten römischen Theater zum Vorbilde. Das heutige südliche Frankreich, damals die souveräne Provence, ist die Heimat der Passionsspiele, welche von hier aus ihren Weg nach der pyrenäischen und apenninischen Halbinsel, nach Deutschland und England, ja selbst nach Skandinavien nahmen. In jedem Lande modelte sich der Zuschnitt der Mysteriespiele nach dem Volkscharakter. Während z. B. „Das Leiden Christi“ in Spanien unverfälscht blieb und Ausschreitungen des Fanatismus herbeiführte, die nicht selten Kerkern und Ungläubigen das Leben kosteten, wurde in Frankreich der biblische Stoff immer mehr mit zeitgemäßen Verzierungen untrakt, welche schließlich dem leichtlebigen Völkchen zur Hauptsache wurden. Die Veranlasser der „heiligen Komödien“, unter welchem Titel diese sonderbaren Dramen im fünfzehnten Jahrhundert bekannt waren, sind seit den frühesten Zeiten die Dominikanermönche gewesen. Diese fahrenden Prediger, Ablassträger und Schauspieler zogen mit ihrem Troß von Land zu Land, von Ort zu Ort, und schlugen ihre dreitheilige Bühne in Deutschland zuerst in Eisenach auf. Das Jahr dieser Theatervorstellung hat uns die Geschichte leider nicht aufbewahrt. Im Jahr 1492 folgten diesem Beispiel die Schüler des St. Bartholomäusstiftes auf dem Liebfrauenberg in Frankfurt am Main. Der gewissenhafte Chronist der ehrfamen Stadt Frankfurt hat uns den Namen des „rührenden“ Mysteriespiels aufbewahrt; es hieß die „Geschichte von den klugen und thörichten Jungfrauen“ und war von Frankreich importirt. Freie und Hörige, Pfaffen und Laien strömten herbei, um die klugen und thörichten Jungfrauen agiren zu sehen. Seit Hussens Verbrennung in Konstanz (1415) hat man nicht so ein lustiges Treiben gesehen, behauptet die naive Stadtchronik. Zugleich erzählt sie, das die Fürbitte der Maria für die thörichten Jungfrauen auf den Landgrafen von Thüringen einen solchen Eindruck machte, das er an den Folgen starb. (Schluß folgt.)

Inhalt. Idealisten, von Rudolf Labant (Fortsetzung). — Irrfahrten, von L. Rosenberg (Fortsetzung). — Verbrennung und Wärmeeffekt unserer Brennmaterialien, von Rothberg-Lindener (Fortsetzung). — Zum neunten Mai. Ein Gedenkblatt von Bruno Geiser (Schluß). — Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph v. B. . . . (Fortsetzung). — Die Republik Südamerikas in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Historische Skizze von Dr. M. Bogler (Fortsetzung). — Ueber den Einfluß von Fabrik- und Straßengeräuschen auf Menschen und Gebäude (Schluß). — Die Mysteriespiele des Mittelalters und das Oberammergauer Passionspiel (mit Illustration).

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig. Verlag von W. Fink in Leipzig. — Druck der Genossenschaftsbuchdruckerei zu Leipzig.